

Wolfgang Nethöfel

Sozialethik im Dritten Jahrtausend

Ein Orientierungsversuch

»Sozialethik im Dritten Jahrtausend« – das klingt anmaßend, selbst für einen Jubiläumsvortrag, der dem ältesten Sozialethik-lehrstuhl, nun sagen wir es ganz genau: im deutschsprachigen Protestantismus gewidmet ist. Georg Wünsch wies selbst darauf hin, dass es Vorläufer sowohl bei den Anglikanern gab als auch in der Tradition der katholischen Soziallehre in Deutschland.¹ Auch sollte man die Mark Twain zugeschriebene Mahnung nicht vergessen, dass Vorhersagen insofern eine schwierige Kunst ist, als man sich dabei auf die Zukunft bezieht.² Allerdings steht bei ihm »prophecy« – und das bedeutet ja eigentlich auszusprechen, was in Wirklichkeit der Fall, aber in der Alltagsperspektive versteht ist. Nichts anderes ist hier gemeint. Das Dritte Jahrtausend hat ja längst begonnen. Unternommen werden soll ein Orientierungsversuch, und dabei geht es – in der Tradition unseres Marburger Fachgebietes – um jene »Theologie des Wirklichen«, der sich Georg Wünsch schon verschrieben hatte, ehe er 1931 auf den in Marburg neu geschaffenen Lehrstuhl berufen wurde.³ Sozialethische Orientierung ist allerdings immer risikoreich, dessen sind wir uns in Marburg wohl bewusst. Daher beginne ich mit einem vergewissernden Blick auf Achsen und Konstanten sozialethischer Orientierungsbilder (1), ehe ich auf die prozesshaften und dynamischen Aspekte sozialethischer Orientierung zu sprechen komme (2) und auf die paradigmatischen Konsequenzen, die sich meiner Meinung nach daraus ergeben (3). Ab-

1 Zur Entwicklungsgeschichte im Zusammenhang des Social Gospel vgl. jetzt Gary Dorrien, Method, History, White Supremacism, Social Salvation (Vortrag 31.1.2007) [typoest.uts.columbia.edu/uploads/mediar/Dorrien_Address.pdf]

2 »The art of prophecy is very difficult, especially with respect to the future.«

3 Vgl. Wirklichkeitschristentum. Über die Möglichkeit einer Theologie des Wirklichen (BHTh 3), Tübingen 1932.

1. Bilder, Achsen und Konstanten

Wie Wünsch 1956, am Ende seiner Lehrtätigkeit, in einem Memorandum festhält, orientiert sich Sozialethik wie »Wirklichkeitschristentum« überhaupt zwischen »der Wirklichkeit des sozialen Lebens« und »der Wirklichkeit des in der Bibel bezeugten Gottes«.⁴ In sozialethischer Perspektive sehen wir uns hier unten die Orientierungsmuster unserer Gemeinschaft im Alltagsmodus abarbeiten – in festgestellten, d.h.: syntagmatischen Beziehungen zwischen uns und der Umwelt. Wir sehen uns aber auch selbst im Sonntagsmodus innehalten, uns aufschauend an jenen Leitbildern neu orientieren und diese religiöse Orientierung in paradigmatischen Beziehungen wirksam werden lassen. Die Neuorientierung an gespeicherten kollektiven Erfahrungen hat dann unsere Einstellungen und Handlungsperspektiven dauerhaft verändert.

Wir orientieren uns nun aber auch quer zu dieser senkrechten Achse wie auf einem Zeitstrahl zwischen Sein und Sollen, Wissen und Tun: in unserer Traditionsgemeinschaft zwischen dem Glauben an die schon geschehene Annahme durch Gott und dem noch ausstehenden christlichen Handeln, das daraus folgt. Wir interpretieren zunächst die Differenz zwischen uns und unserer Umwelt als Informationsdefizit und passen uns Wissen erwerbend an sie an. Sodann sehen wir uns unseres Wissens gewiss der Welt mit der Forderung entgegnetreten, sie möge sich an uns anpassen, was Gott sei Dank in aller Regel heißt: Wir fordern uns selbst auf, sie zu verändern.

Diese Matrix kommt zum flimmernden Stillstand, wann immer wir sie als Beobachter unserer selbst im Ganzen ins Auge zu

4 Georg Wünsch, Denkschrift zur Professur für Sozialethik bei der Theologischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg (15.1.1956, Staatsarchiv Marburg), 4.

fassen versuchen. »Wirklichkeit« ist zunächst einmal diese oft genug Ratlosigkeit erzeugende Überlagerung hin- und herspringender konkurrierender Realitätsbilder, die nach sekundärer Orientierung verlangt. Mitglieder der christlichen Traditionsgemeinschaft orientieren sich und andere einmal im dogmatischen, dann im moralischen Modus. Oft genug erscheint daher die Sozialethik als Negativbild der Dogmatik. Hier und heute ist der Fokus definitiv anders und die Sozialethik steht einmal im Vordergrund. Sie ist die Moralgestalt der christlichen Traditionsgemeinschaft in der Beobachterperspektive. In einem kritischen, aber insgesamt intakten Theorie-Praxis-Verhältnis weisen die Ergebnisse sozialethischer Forschung und Lehre christlicher Liebe auch heute noch einen Weg – indem sie aufklären über komplexe gesellschaftliche Alternativen.

Die Leitbilder, auf die wir Sozialethiker uns dabei in einer verlängerten Innenperspektive beziehen, sind oft nicht so eindeutig wie in den Gleichnissen Jesu selbst, der in der klaren Umkehr der Alltagsperspektive die Welt zurückfallen sah in die Arme des liebenden Vaters, oder wie noch bei Luther, dem sich im mitleidenden Gott am Kreuz das, was die Welt im Innersten zusammenhält, eben nicht als Macht, sondern als ein »Backofen voller Liebe« offenbarte.⁵ Wir aktualisieren solche Muster oft so wie in jenem frühneuzeitlichen Tafelbild vom »barmherzigen Samariter«, das in einer evangelischen Kirche hängt.⁶ Hier erschließt sich der Sinn der tiefen Bilder, indem die narrative Logik der sich überlagernden Deutungsschichten über die Zeiten hinweg uns in unseren Weltbezügen interpretierend erfasst. Die beiden achttlos Vorbeigehenden sind schon vorweg als katholischer Priester im Messgewand dargestellt beziehungsweise als evangelischer Pastor im Talar. Der im Rahmen des Gleichnisses lehrende Christus erscheint im Bild einmal als heilender Samariter in Talibantracht und dann noch einmal als der Überfallene mit den Wundmerkmalen des Gekreuzigten, damit wir die Pointe der

⁵ WA 10 III, 55 (7. Invokavitpredigt vom 15.3.1522); WA 36, 425 (Predigt 1532) u.o.

⁶ Vgl. Wolfgang Nelhöfel, Ökumenische Sozialethik? Ökumenische Sozialethik, in: Quo vadis ökumenische Sozialethik? Weltgestaltung im Zeitalter der Globalisierung (Beihft zur Ökumenischen Rundschau 76), hg. v. Martin Eberle/Sören Asmus, Frankfurt a.M. 2005, 220–245.

Geschichte verstehen. Die Frage, wer denn der zu liebende Nächste jeweils sei, stellt sich nur aus der Beobachterperspektive. Schau von unten und nimm teil, heißt die im Grunde einfache Botschaft. Wenn du dann weißt, was zu tun ist, wirst du es auch tun können.

Unsere Gesellschaft ist heute mehr denn je angewiesen auf die Aktualisierung solcher zu Traditionsmustern geronnenen Erfahrungen exemplarisch gelingenden oder exemplarisch scheiternden Lebens in zivilgesellschaftlich relevanten Orientierungen und in diskursfähigen öffentlichen Orientierungsalternativen. Die Grundoperation einer kirchlich funktionierenden akademischen Sozialethik gehören auch im 3. Jahrtausend noch zu dem, was – nach dem Böckenförde-Paradoxon – unser pluralistischer Staat voraussetzen muss, ohne es erzeugen zu können. Wir sollten alles tun, was in unserer Macht liegt, um dieses Voraussetzungsverhältnis nicht zu gefährden, das allerdings wechselseitig verpflichtet. Da dieses Verhältnis im globalen Kontext der Weltregionen und im Kontext europäischer Identitätsfindung vielfach thematisiert wird, möchte ich hier die prinzipielle Anschlussfähigkeit jener christlichen Traditionsmuster von ihrem ökumenischen Potential her darstellen.

Wir bewegen uns auch im neuen Jahrtausend durch eine Welt, die, wie schon die hellenistische Weisheit wusste, »geordnet ist nach Maß, Zahl und Gewicht« (Weish 11,22). In ihr können wir uns immer wieder und für die meisten Fälle hinreichend an Prägnanz, Kontinuität und Konsistenz orientieren. Das Wissen darum speichert unsere Traditionsmuster aber schon durch die kirchlich-institutionelle Form ihrer Überlieferung und durch die notwendigen Bedingungen ihrer Aktualisierung, die die kulturelle Evolution jenen Memen einschreibt. Das hier verankerte sozialethische Potential der Orthodoxie sprengt das hermeneutische Paradigma, fordert aber auch die Ergebnisse des linguistic turn und die Systemtheorie noch einmal heraus. Es vermag die letztlich an Kennziffern rückbindbare naturalen Voraussetzungen für die kulturelle Reproduktion der Menschheitsgattung im Ganzen neu zu erschließen, unabhängig davon, dass sie im gegenwärtigen Leitmodensystem ohnehin global vernetzt auf diesen Naturzusammenhang reagiert. Wenn physikalische Gegebenheiten, biologische Grenzwerte, medizinische Ist- und Sollwerte und fixierbare insti-

tionelle Konstellationen die Kontinuität der Musterproduktion sichern, dann sind ethische Mindeststandards definiert, an denen sich alle Traditionsgemeinschaften orientieren können und an denen sich alle Begründungen vom Ergebnis her messen lassen müssen. Zu ihnen gehören das Menschenrecht auf angemessene ökologische Rahmenbedingungen, auf überlebensnotwendige Ressourcen, auf Frieden als Garant nicht nur körperlicher Unversehrtheit, sondern auch des basalen Zugangs zu Bildungsgütern, in denen das gespeicherte Wissen der Menschheit überliefert ist. Bildung definiert sich dabei heute immer deutlicher als Erwerb von Wissen, das auch in traditionaler Prägung anschlussfähig sein muss an das gespeicherte Wissen der Weltgemeinschaft, also im Kontext einer weltweiten Ökumene.

Dieses schlummernde Potential ist freilich notwendig an eine katholische Universalität gebunden, das heißt an die Fähigkeit, solche Konstanten zu entpartikularisieren und sie in verbindlich formulierte, institutionalisierbare Regeln einzubinden, die alle Menschen guten Willens verpflichten, d.h. auch säkularisierte Traditionsgemeinschaften. Sie sichern einer jeden genau jene Form existenzsichernder Kontinuität zu, die mit der Koexistenz aller anderen vereinbar ist. Das verweist auf das Potential des neuzeitlichen, auf die Reformation reagierenden und am Verunftrecht orientierten Katholizismus, wie er uns heute regelmäßig, besonders aber in unserer ökumenischen Schwesterdiziplin, der katholischen Soziallehre, entgegentritt. Ökumenische Verbundenheit konvergiert hier oft in gemeinsamer Orientierungsgestalt.

Dies ist leicht zusammenzunehmen mit dem Besten, was christlich-ethische Tradition zusammen mit ihrer Verwurzelung im Judentum bereits am Ende des letzten Jahrtausends für globale Zusammenhänge erschlossen hat. Wir könnten einsetzen mit einem in Anlehnung an Albert Schweitzer formulierten ökologischen Axiom: »Ich bin ein christlich Orientierter, der orientieren will, inmitten von anders Orientierten, die orientieren wollen.«⁷ Und wir könnten schließen mit einem ökologischen Nachhaltigkeits-Imperativ in Anlehnung an Hans Jonas: »Handle so, dass die Wirkungen deiner Orientierungsbemühungen ver-

7 Vgl. Albert Schweitzer, *Kultur und Ethik* (1923), München 1960, 330.

träglich sind mit der Permanenz der Orientierungsbemühungen anderer.«⁸

Damit wäre unsere Traditionsgemeinschaft etwas mühsam da angelangt, wo andere schon sind oder jedenfalls sein sollten. Doch dann stünden wir mit diesen zusammen vor einem gemeinsamen Problem: Warum sollte man diesem Imperativ folgen, wenn man weiß, dass wir die Folgen unserer Handlungen gar nicht überblicken können und dass auf Dauer gerade die nicht intendierten Nebenfolgen unserer Handlungen kritische Systemparameter sein werden? Dem dann scheinbar konsequenten »anything goes« stellt unsere Traditionsgemeinschaft allerdings dann eine Gewissheit entgegen, von der ich mir wünschen würde, dass sie endlich prozess theologisch ausformuliert wäre: Unser fremde Interessen berücksichtigender, Folgen abwägender Entschluss bleibt aufgehoben im Gedächtnis Gottes. Das Orientierungspotential solcher Muster neu zu erschließen ist also eine ebenso aktuelle wie dringliche Zukunftsaufgabe ökumenischer Sozialethik.

2. Dynamik und Prozesshaftigkeit sozialethischer Orientierung

Bleibt ein Rest? Ja. Es gibt immer noch jenes sperrige protestantische Erbe, dessen Erschließung aber gerade im Kontext jener säkularen Weltanschauungen lohnt, denen im Vollzug die historische Dimension ihrer Orientierungsmuster gar nicht gegenwärtig sein kann. In Naturwissenschaft, Technik und in moderner Medizin geht erworbenes Wissen jeweils ein in die technische Infrastruktur von Messapparaten und in die Konstellation von Ausgangswerten innerhalb eines Hypothesenrasters. Unsere Tradition verdrängt und verharmlost stattdessen immer wieder die Dynamik und die Strukturbotenschaft ihrer Orientierungsmuster. Sie sind oft in Bildern verstörender A-Sozialität gespeichert: Jesus, der Täufer, die Eremiten einsam in der Wüste; die schroffe

8 Vgl. Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt a.M. 1979, 36.

Absage an Familie, Beruf, Heimat und der Auszug; bei Jesus, Franziskus, den Mönchen die kompromisslose Nachfolgeforderung und das unstete hippifhafte Umherziehen einer Elitengemeinschaft, die sich um den Lehrer schart. Wir kennen den Typus: die Philosophen- und die Prophetenschulen, die überall entstehen, als nach einem ersten Leitmedienwechsel in den Schriftkulturen die traditionale Orientierung zusammenbricht und die Offenbarungsreligionen entstehen. Aber jene neuen Gemeinschaften bleiben ein Ärgernis, selbst wenn sie sich niederlassen. Vor diesem Hintergrund erscheint bis heute jede Ortsgemeinde als die kirchliche Selbstorganisation derjenigen, die zu Hause bleiben, als Jesus sagte: Folge mir nach.

Es wird nicht besser, wenn wir uns den Sitz im Leben dieser Leitbilder vergegenwärtigen. Es ist die Stadt, in der von Anfang an romantische, immer schon postnaive Gegenbilder erzeugt und beschworen werden, die uns dann als Urbilder unserer Frömmigkeit und als alternative Leitbilder sozialtheistischer Orientierung entgegenreten. Das einfache Leben bei Gott erst im Paradies, dann in der Wüste, auf dem Berg, in der autarken häuslichen Wirtschaft, im ursprünglichen Einklang mit der Natur, orientiert an der Leiblichkeit und am Hier und Jetzt der gelebten Zeit in der Lebenswelt. Das ewige Laubhüttenfest der Kinder Gottes.

In der Stadt orientieren diese Bilder, indem sie die starken alten Sippenbindungen lockern und vor allem die Jungen frei machen, sich auf das Neue einzulassen, das die Fremden in die Stadt bringen. Sie lenken den Blick auf die Ränder der Gemeinschaft – und nach unten. Es ist ein revolutionärer Algorithmus, den die Geschichten unserer jüdisch-christlichen Traditionsge-meinschaft entfallen. Sie kommen zwar im patriarchalen Gewand daher, aber sie erzählen von der Stärke schwacher Bindungen aus der antitraditionalen Perspektive des jüngeren Bruders, des Einwanderers, des illegitimen Erben. Seine Blutslinie verläuft über Frauen, die als Zweitfrauen, Huren, Ehebrecherinnen und Ausländerinnen das patriarchale Abstammungsrecht der Alteingesessenen unterlaufen und die sich sämtlich im Stammbaum des Sohnes der Maria wiederfinden (Mt 1,1–17). Ihr Lobgesang weist den Weg: von unten nach oben, von der Peripherie in die Metropole (Lk 1,47–55). Jesus ruft mit seiner umherziehenden Schar ganz Israel zur Buße auf – und zieht

dann in Jerusalem ein. Paulus überträgt das Programm auf die ganze damals bekannte Welt und endet, ebenso wie Petrus, konsequent in Rom.

Damit ist zugleich das Orientierungs- wie das Risikopotential unserer Traditionsmuster angesprochen. Sie erzeugen erst jene Probleme, die sie zu lösen allerdings nicht nur vorgeben. Als Paulus sich den Heiden zuwendet, beruft er sich auf das Kernprinzip jüdischer Identitätsbildung. Aber das hat schon aus dem an Blutsbande gebundenen Dämon den Gott gemacht, zu dem die Völker wallfahren. Die Mönche berufen sich dann auf die Gründerväter, wenn sie – immer links raus – ihre Gemeinschaften spalten, Reformorden gründen. Und mehr noch: der heutige Katholizismus nimmt wie alle unsere Konfessionskirchen erst reaktiv Gestalt an und nachdem die Orientierungsmuster weitergezogen sind, denen sie ihre Existenz verdanken. Die Säkularisierung ist die paradoxe, oder – wenn man so will – die dialektische Selbstverwirklichung des Christentums, des Protestantismus zuerst. So entstehen unsere Kirchen im Gegenteil zum sich herausbildenden Nationalstaat, unsere als Geisteswissenschaft sich definierende Theologie im Gegenteil zu den Naturwissenschaften, unsere bürgerliche Frömmigkeit und Moral im Gegenteil zum weltlichen Fortschrittsglauben, der sich in einer bis heute wirksamen Alternative links als Sozialismus und rechts als wirtschaftliches Wachstum definiert.

Es liegt nahe, heute gerade den Protestantismus davor zu warnen, durch Selbstsäkularisierung diffus zu werden und sein gesamtprägendes Orientierungspotential zu verlieren. Denn mit der Entscheidung für links oder rechts, oben oder unten ist nicht nur darüber entschieden, wie wir handeln, sondern auch wer wir sein werden. Aber ich empfehle zuvor in der Perspektive dieser Transformationskette umherzublicken, in der wir selber stehen. Dann stellen sich unabweisbare Orientierungsaufgaben so, dass sie wie von selbst zu unserer Selbstorientierung beitragen. Zum einen sehen wir uns zusammen mit allen anderen Hochreligionen herausgefordert durch unsere jüngeren Brüder und Schwestern, nein: durch unsere links wie rechts sich engagierenden eigenen Kinder, die an uns vorbei weitergezogen sind in die Säkularisierung. Sie stehen in der Gefahr, durch die Ideologisierung des dynamischen Potentials der uns verbindenden antitraditionalen

Traditionsmuster das Erfahrungspotential außer Acht zu lassen, das in den Leitbildern einer guten Gemeinschaftsgestalt gespeichert ist. Zum anderen aber sind alle abrahamitischen Religionen gemeinsam herausgefordert durch den Fundamentalismus, der in jeder unserer miteinander verketteten Traditionsgemeinschaften in gleicher Weise auf die im Kern naturwissenschaftliche Weltbildherausforderung des 19. Jahrhunderts mit der pathologischen Beschwörung eines Ursprungs reagiert, den es so nie gegeben hat. Hier haben sich jene alten Leitbilder von ihrer dynamisierenden Funktion entkoppelt und führen heute zu jener perversen Konstellation, in der die globalisierte technisch-mediale Infrastruktur die Nachfrage nach Bildern eines archaisierenden Gemeinschaftslebens steuert.

Wenn wir uns heute sozialethisch orientieren, dann an Bild und Gegenbild gleichzeitig. Wir können nur verdrängen, aber nicht übersehen, dass unsere Traditionsgemeinschaft in Heiligung und auf beiden Seiten des Zauns präsent war. Der harte Kern der Postmoderne erfordere einen theologischen Paradigmenwechsel; sie könne sich nicht länger als das ganz Andere im Gegenüber zu den Naturwissenschaften definieren, behauptete sich am Beginn meiner theologischen Laufbahn. Jene neuzeitliche Orientierungskonstellation sei gebunden an das Leitmedium Buch, einer kulturellen Formation, in der frei Verträge schließende Besitzbürger sich als »Person« und souveräne Nationalstaaten ihre Selbstverwirklichung als »Geschichte« interpretierten. Keine Panik, war damals meine Botschaft: das Christentum hat bereits gezeigt, dass es ohne sie leben kann.⁹

Hier und heute blicken wir nach einem neuerlich vollzogenen Leitmedienwechsel im vernetzten Weltmediendorf zurück auf die Gutenberg-Galaxis der Bücher als ein Google-Projekt. Wie mächtig die nationalstaatlichen Akteure auch immer noch zu sein scheinen: sie können sich dem ökologischen Primat nicht entziehen. Im systemisch interagierenden Raumschiff Erde ist die individuelle oder kollektive Erfolgsgeschichte keine geschichtliche Selbstverwirklichung mehr, sondern eine Story ohne Sinn.

⁹ Wolfgang Nethöfel, *Theologische Hermeneutik in der Postmoderne*, Neue Zeitschrift für Systematische Theologie 29, 1987, 210–227, vgl. ders., *Christliche Orientierung in einer vernetzten Welt*, Neukirchen-Vluyn 2001.

Ein Gott, der nicht mehr über uns ist, nicht mehr vor uns, der eher zwischen den Maschinen sich überlagernder Netze auf uns wartet als »in der Tiefe des Seins«; das markiert nun in der Tat eine Jahrtausend-Orientierungsaufgabe für alle Traditionsge-meinschaften in unserer globalisierten Welt. Sie stellt sich für das Christentum, die Kirchen, für theologische Fakultäten und für die Sozialethik in je besonderer Weise.

Wir sind dafür gut gerüstet. Das Medium ist nicht die Botschaft; der Leitmedienwechsel selbst ist es auch nicht. Unsere Traditionsmuster speichern Erfahrungen, die sich gerade auf die nicht festgestellte Interaktion von Lebewesen beziehen, die sich in einer gemeinsamen Umwelt aneinander orientieren – und die dabei selbst auf gespeicherte Erfahrungen zurückgreifen können. In Bildern und Geschichten erscheinen im Möglichkeitsraum der Kultur Gestaltungsalternativen, die uns vor die Entscheidung stellen, uns selbst durchzusetzen, die Interessen anderer mit zu berücksichtigen oder diese gar als Möglichkeit zu erkennen, unser Selbstinteresse in einem erweiterten Rahmen neu zu interpretieren. Die »Ehrfurcht vor dem Leben« scheint dabei von der Welt- und Lebensbejahung zunächst zur Lebensverneinung zu führen, notiert Albert Schweitzer, aber nur so tritt jenes »Grundprinzip des Ethischen« hervor, das die gemeinsame Tradition der Hochreligionen erschließt: die »Hingebung an Leben aus Ehrfurcht vor dem Leben«.¹⁰ »In allem historisch formulierten Glaubens«, so lautet sein Fazit, »sucht sich die ethische Mystik des Einsseins mit dem unendlichen Willen, der sich in uns als Wille der Liebe erlebt, als das Elementare und Wesentliche der Frömmigkeit zur Geltung zu bringen«.¹¹

3. Paradigmatische Konsequenzen

Wir sehen heute den jüdisch-christlichen Eigenanteil jener Schweitzer-Synthese aus Schopenhauer und Nietzsches deutlicher, mit dem hier im Rahmen der Lebensphilosophie auf Dar-

¹⁰ Schweitzer, *Kultur und Ethik*, 327f.

¹¹ Ebd., 365.

win reagiert wird. Die Orientierungsbilder unserer Tradition überlagern sich eben nicht, bis sie alle gleichgültig und füreinander durchsichtig werden. Weil der Erleuchtete sich uns schon vor der Schwelle zum Nirwana aus Liebe zugewandt hat, nimmt die Schöpfung Gestalt an und tritt uns als Person entgegen. In dem uns der »inquietus actor in omnibus creaturis suis«¹², der sich Luther von der Abendmahlstradition her erschließt, beim Namen ruft, befähigt er uns zur Schöpfungsverantwortung. Der sozialtheologische Ansatzpunkt ist hier eine christologisch begründete Schöpfungstheologie, deren Pointe ist, dass Gott es durch uns tun will.¹³ Auch stehen uns die paradigmatischen Anforderungen, die sich daraus ergeben, heute klarer vor Augen. Es kommt darauf an, jene eingangs erwähnten evolutionär bewährten Konstellationen guten Lebens als kritische Parameter in die rekursiven Gestaltungsprozesse einzubringen, in die wir als Mitglieder unserer Traditionsgemeinschaft eingebunden sind. Unsere eigenen und konkurrierenden Orientierungsmuster werden in kulturellen Prozessen bewusst, sie induzieren in Gesellschaftsprozessen Institutionen, und sie erschließen durch Wissenschaftsprozesse technische. Soviel an uns ist, sollen dabei aus dem personalen Urbild schöpferischer Liebe, an dem unsere Orientierungsmuster haften, prägende Leitbilder gesellschaftlicher Gestaltung werden.

Wir werden uns dabei an der Schwelle des neuen Jahrautwends, fast 100 Jahre nach den *Principia Mathematica* von Russell und Whitehead, nach Pierce, Einstein und Gödel in der Tat nicht mehr mit einer bloß hermeneutischen Interpretation jener Traditionsmuster begnügen können, wenn wir wirken wollen. Sie entfalten ihre Prägenkraft erst im Rahmen einer »Reifverschlußtheorie«, die Struktur und Semantik gespeicherter Erfahrungen getrennt interpretiert, reformuliert und dann in Dritten Größen mit Bild und Zahl medial untrennbar repräsentiert wie die beiden Seiten einer Münze. Die allgemeinen Eigenschaften heute funktionsfähiger Sozialtheorien lassen sich gut am »Integral Innovationsmodell« erläutern, das wir in Marburg entwickelt haben.

¹² WA 18, 711, 1.

¹³ Vgl. die Belege bei Paul Althaus, *Die Theologie Martin Luthers*, Gütersloh 1962, 99–106 (»Der Schöpfer und seine Allwirkungskraft«).

ausgehend von den Erfahrungen mit angewandter Grundlagenforschung im Bereich der Nanotechnologie. Wir lassen junge Nanowissenschaftler die Fragen eines »idealen Investors« beantworten, der sowohl von der Qualität der Forschung als auch vom Nutzen und von der Gefährlichkeit eines möglichen neuen Nanoproduktes überzeugt werden will. Wir erhoffen uns davon ein Bildungsereignis, in dem die Kompetenz zur Selbstregulierung eines kreativen Prozesses erworben wird. Als Alternative zu nachlaufenden Regulierungen erwarten wir, dass sich am Ende das spezifische Risikoprofil der Nanotechnologie als Regulierungsgestalt abzeichnet: ein Modell integrierender und integrierbarer, d.h. nachhaltiger Innovation. Und wir werben mit Exzellenz, indem wir wetten, dass ein Forscher oder eine Forscherin, die so die kritischen Parameter ihres Objektbereiches ins Auge fasst, in jeder Hinsicht besser innovativ ist.

Immer deutlicher zeichnet sich als globaler sozialtheologischer Mindeststandard gelingender Kommunikation zwischen den unterschiedlichen religiösen wie säkularisierten Traditionsgemeinschaften ein Überlegungsgleichgewicht aus: Induktion und Deduktion, aus Deontologie und Utilitarismus ab – verbunden mit der bereits angesprochenen Fähigkeit, in endlichen Schritten der Urteilsbildung zu einem Ergebnis zu kommen, das eine intersystemisch funktionierende Kennzahl enthält (als Benchmark, als Differenzkriterium, als Gestaltmaß). Vor diesem Hintergrund lässt sich der Beitrag unserer eigenen Traditionsgemeinschaft in der Tradition der ökumenischen Ethik Oldhams durch »Axiome mittlerer Reichweite« darstellen.¹⁴ Sie werden dadurch anschlussfähig, dass kritische Parameter sich abzeichnender Entwicklungen in unseren pluralistischen Gemeinschaften am Schluss zustimmungsfähig interpretiert werden. Diese Parameter wahrzunehmen ist eher eine Kunst als eine Wissenschaft (wenn wir auch an einer Innovationsformel arbeiten). Aber es ist eben jene Kunst, die unsere Traditionsmuster uns lehren und durch die wir unserer

¹⁴ »But the middle are the true and solid and living axioms, on which depend the affairs and fortunes of men«, Francis Bacon, *First Book of Aphorisms* (ClV). Vgl. Josef H. Oldham/Willem Adolph Vissart/Hooff, *The Church and its Future in Society* (Church, Community, and State I), London 1937. Zur Genese vgl. Dornen, *ziti. Anm. 1*, zur Aktualität vgl. z.B. Lisa Sowell Cahill, *Bioethics, Theology, and Social Change*, *JRE* 31 (2003), 363–398.

vernetzten Weltgemeinschaft am meisten dienen können. Wir können dabei uns selbst und andere am sichersten an unserem eigenen Scheitern orientieren, an jenen Momenten, an denen unsere jüngeren Brüder und Schwestern an uns vorbeigezogen sind, unser Urbild so tief im Gepäck, dass niemand es erkannt hat.

In der Rückbesinnung auf unsere Tradition können wir heute zunächst Findungsregeln benennen, so scheinbar unvernünftig und verschwenderisch, wie sich der Schöpfer in Christus zu erkennen gab. Jesu sprechende Taten und seine wirkenden Gleichnisse lehren sie eigentlich unmissverständlich. Und sie wurden auch im Kontext dieser Tradition zuerst formuliert – aber von anderen, und sie müssen bis heute oft genug gegen den Widerstand unserer Traditionsgemeinschaft institutionalisiert und durchgesetzt werden:

- Orientiere dich zuerst am Zustand der natürlichen Systeme und am Wohlbefinden von Pflanzen und Tieren.
- Blicke sodann auf die Unverletztheit und das Wohlbefinden derjenigen, die in der Ferne draußen und unten sind
- und anschließend auf die Fremden, die in deiner Nähe draußen und unten sind.
- Wenn du dort, wo du wohnst, zu Hause bist, heterosexuell bist, der Mehrheitskultur angehörst, Zugang zu Kultur- und Bildungsgütern hast, einen Arbeitsplatz hast oder über Besitz verfügst: sei wachsam und orientiere dich zuerst an den Rändern der Systeme, die deinen Status definieren.
- Wenn du ein erwachsener Mann bist, achte auf Kinder, Alte und Frauen (und entsprechend).
- Überhaupt: Kehre den Blick um – und entscheide dann, ob das noch Bestehende oder das schon sich Entwickelnde schutzbedürftig ist und gefördert werden muss.

Im Rahmen der Natur-Kultur-Konstellationen globaler Reichte, die das neue Leitmedium vernetzter Informationstechnik erschließt, können wir hinzufügen: Die Störung bestehender ökologischer und sozialer Gleichgewichte sollte entweder allen oder wenigstens den am schlechtesten Gestellten mehr Lebensmöglichkeiten eröffnen. Laufende Entwicklungen sollten von den mitlaufenden Exklusionen her beurteilt werden, d.h. das

Augenmerk sollte auf digital und nano divides usw. gerichtet sein. Dies sollte dann auch der Maßstab für die institutionelle und organisatorische Entwicklung der eigenen Gemeinschaft sein. Lokale Tests könnten sich auf das advokatorische Sprechen für die Stummen, auf gelingende Kommunikation über Milieugrenzen und Säkularisierungsbarrieren hinweg beziehen und alle Veränderungen sollten der Gandhi-Maxime folgen: Achtet auf die Mittel, die großen Ziele sorgen für sich selbst.

Gesetzlich erscheinen diese Forderungen nur, wie erwähnt, in der Beobachterperspektive der noch oder schon wieder Verharrenden. Die Beteiligten selbst wollen ja nur die unsere Tradition prägende oder sie doch immer wieder neu orientierende Erfahrung weitergeben, dass jener Blickwechsel wie von allein aus einer Tradition gewordenen Selbstverkrümmung befreit. Schöpfung wird neu erfahrbar, neue schöpferische Möglichkeiten erschließen sich.

4. Sozialethische Zukunftsgestalten

Was daraus für die institutionelle und organisatorische Zukunftsgestalt der Sozialethik folgt, lässt sich abschließend schnell skizzieren und wird ja anschließend noch von einem Anwendungsbeispiel aus erläutert werden. »Wirklichkeitschristentum« als ergriffene »Möglichkeit einer Theologie des Wirklichen« realisiert sich nach Wunsch sozialethisch so: »Wir müssen zunächst viel, viel lernen, dann erst dürfen wir handeln und andere zu belehren uns anmaßen«, schreibt Wunsch zu Beginn seiner »Evangelischen Wirtschaftsethik«¹⁵. Dem werden wir in Marburger Tradition nicht widersprechen wollen. Aber ich möchte das doch am Jubiläumstag mit Blick auf die wirklich durchgehende lange Kontinuitätslinie der Sozialethik anders akzentuieren. Wir arbeiten und lernen hier in Marburg mit und gegen Bologna doch sehr in der Tradition jener fröhlichen Gemeinenschaften, die sich voller Gottvertrauen ihrer Neugier über-

¹⁵ Georg Wunsch, Evangelische Wirtschaftsethik, Tübingen 1927, V (Vorwort)

lassen, traditionelle Bindungen kappen und sich jenen schwachen Bindungen anvertrauen, für die allein die Universität Heimat sein kann. Mit anderen Worten: Als akademische Lerngemeinschaft pflegen und bewahren wir hier bewusst die Kultur des posttraditionalen Tribalismus, dem die christliche Traditionsgemeinschaft so unendlich viel verdankt. Wir tun dies bewusst im Dienste wie im Gegenüber zur Kirche: in jenem weisen institutionellen Arrangement, mit dem uns eine Nachwuchsgeneration ihre künftigen Missionare und Reformer anvertraut und in dem gelegentlich der eine oder andere von uns als Kirchenfürst im Schleiermacherschen Sinn die Seiten wechselt.

Wir beiden Marburger Sozialethiker erleben und leben jene Gemeinschaft des durchaus wechselseitigen Lehrens und Lernens zurzeit beglückt im Wetstreit der Arbeitsgruppen an unseren beiden Lehrstühlen. Diese Sonderform im Kontext theologischer Fachbereiche weist, als Modell genommen, vermutlich nicht nur über die Gegenwart unseres Fachgebietes hinaus. Wir arbeiten hier wie die Naturwissenschaftler, aber auch mit ihnen zusammen. Prinzipiell interdisziplinär und quer zu den herkömmlichen Abtrennungen zwischen Kultur- und Naturwissenschaften. Zunehmend in angelsächsisch-internationalen Forschungsparadigmen und eigentlich immer an der kooperativen Regulierung emergenter ethischer Fragestellungen. Wir betreiben angewandte Grundlagenforschung, wobei Drittmittelinwerbung, Projektbezug und die Erbringung definierter Forschungsdienstleistungen Regelformen sind. Kennzeichnend sind für uns die Lehrexporte und die enge Zusammenarbeit mit Studierenden und Promovenden aus anderen Fachgebieten. Unsere universitären Kooperationen sind perspektivisch ausgerichtet auf die sozialethische Dimension von Forschungsanträgen und auf Funktionen, wie sie zweckmäßig in einem Ethikzentrum zusammengefasst wären. Wir wissen, dass wir forschend lehren und dass wir in diesem Umfeld überzufällig oft immer noch jene biographieprägenden Bildungserlebnisse vermitteln, an denen sich einst die Humboldtische Universität von innen her orientierte. Aber unsere Projektarbeit garantiert vor allem den Erwerb von Kompetenzen und die Vermittlung jener »schwachen Bindungen«, die für die Berufsbiographie in so starker Weise wirksam sind. Die entscheidende Zukunftsfrage wird wohl sein, ob dies in Marburg

weiterhin dem Lehramt und dem Pfarramt in der Breite zu Gute kommen wird oder ob wir uns entscheiden müssen zwischen Eliteförderung und der Schulung des Führungsnachwuchses einerseits, berufsbezogener Ausbildung andererseits. Diese perspektivisch ausgeleuchtete Marburger Gegenwart erschließt Zukunftsalternativen, die sich nicht nur hier eröffnen.

Sozialethik als »Theologie des Wirklichen« wird sich auch im Dritten Jahrtausend vollenden als »vom christlichen Glauben durchdrungene Einheit [...], die sowohl der Wirklichkeit des in der Bibel bezeugten Gottes als auch der Wirklichkeit des sozialen Lebens Rechnung trägt«. ¹⁶ Wunsch bekannte sich zu ihr schon in seinen Berufungsverhandlungen mit der Forderung, weiterhin als systematischer Theologe lehren zu können. Auch in dieser Tradition stehen wir hier in Marburg. Wunsch beschwor jene Einheit, als seiner Wahrnehmung nach der institutionelle Fortbestand der Marburger Sozialethik gefährdet war. Im Moment müssen wir uns da relativ wenig Sorgen machen. Es ist nicht nur weiter für Arbeit gesorgt, es stehen auch Arbeiter bereit, die sie hier weiterhin tun werden.

¹⁶ Vgl. den Kontext des Eingangszitats.